

Leider muss ich hinzufügen, dass die Übersetzung mancher Artikel sehr schlecht und die redaktionelle Bearbeitung des deutschen Heftes ziemlich nachlässig ist. Einige Bemerkungen zur *redaktionellen Seite*: Deutsche Bücher sollten mit deutschem Titel zitiert werden (z. B. 556 Moltmann und Cullmann in der Bibliographie nur englisch angegeben; 604: die Werke von Klausner, Flusser und Aaron gibt es ebenfalls deutsch). Die Umschrift des Hebräischen ist nicht einheitlich; besonders stört die französische Umschrift im Artikel von A. Néher: statt S. Tsevi (S. 582) ist natürlich Zwi zu lesen; statt Shophar (S. 584) Schofar usw. Auch Druckfehler sind relativ häufig: z. B. muss es S. 580 betulah (nicht beoulah) heissen; Nahamides auf S. 581 ist Nachmanides; statt paternis auf S. 599 ist fraternis zu lesen. Statt der englischen Abkürzung DSD auf S. 555 wäre die international jetzt übliche Form 1QS (= die Regel von Qumran) einzusetzen.

Zur *Übersetzung*: Besonders schlecht übersetzt sind die Artikel von W. D. Davies und L. Jacobs. Hier scheint der Übersetzer mit der englischen Sprache an sich schon nicht

zurechtgekommen zu sein. Hier seien nur ein paar sachliche Fehler genannt, die besonders stören: S. 548 »Werk der Chariot« heisst richtig »Werk des Thronwagens« (*Maase Markabbah*); S. 549 richtig »Der Heilige, gepriesen sei er« und nicht: »die Heilige, gesegnet sei sie«. Es ist ja der übliche Gottesname! 549 und 550 ist statt »Bundeslade« zu lesen: »Thoraschrein«. Auch hat sich Paulus nicht »gegen die jüdische und judaistische« Gesetzesdeutung gerichtet (551), sondern gegen die jüdische und judaisierende. S. 582 muss es heissen: »Schüler des Gaons von Wilna« und nicht »Schüler Gaons...«: Gaon ist ja ein Titel und nicht ein Eigenname. Es ist schade, dass solche Ausserlichkeiten von dem wirklich guten Inhalt der Aufsätze ablenken. Dies hätte auch leicht vermieden werden können, hätte man einen Fachmann die Texte durchsehen lassen. So aber kann man diese Unzulänglichkeiten immerhin als Zeichen verstehen, dass die jüdisch-christliche Verständigung erst in den Anfängen steht und dass auch wir Christen noch viel über das Judentum lernen müssen.

Günter Stemberger, Wien

14 Aus unserer Arbeit

In memoriam Marianne Hapig (1894–1973)

Der Caritasverband für das Bistum Berlin hat sein schönes, neues Senioren-Wohnheim »MARIANNE HAPIG« genannt. Das folgende Gedenkwort möge sie vorstellen. Unsere dankbare Erinnerung gehört ihr. Hat sie doch in den Verfolgungsjahren unerschrocken und erfinderisch noch Wege zu denen gefunden, wo kaum noch ein Weg hinführte. Und vor 30 Jahren auch noch zu den Todgeweihten des Widerstandes oft noch vor ihrer Hinrichtung. Das Gedenkwort von Dr. Marianne Pünder ist dem Caritas-Kalender 1975 entnommen¹.

Am 5. März 1894 als Tochter katholischer Westfalen geboren, verschlug es Marianne Hapig als Kind nach Sachsen, wo der Vater ein Gut übernahm. Sie besuchte ebenso wie ihre vier Schwestern und der einzige Bruder die Schule der (evangelischen) Frankeschen Stiftung zu Halle, nach Ansicht der Eltern die einzige Schule dort, die eine christliche Erziehung gewährleistete. Mit ihren Geschwistern genoss sie die Freuden des Landkindes, fröhlich und oft übermütig; aber gleichermassen war es für sie in jungen Jahren schon wichtig, ihrem Leben Richtung und Ziel zu geben. Schon früh wollte sie an der weitgespannten Verantwortung des Vaters teilhaben und an der gütigen Fürsorge der Mutter für die Arbeiter auf dem Gut, für die Familien der polnischen Wanderarbeiter, für die Kranken, für die Familien der Verstorbenen. Die revolutionäre Bewegung gegen Ende des Ersten Weltkrieges beunruhigte das junge Mädchen. Damals hat sie wohl die Gedanken an ein Leben familiärer Behaglichkeit oder frommer Geborgenheit aufgegeben. Sie fuhr zu Wahlversammlungen in die Stadt; das damals eingeführte Frauenstimmrecht forderte ihre Verantwortung. Als sie zum erstenmal von der Sozialen Frauenschule in Berlin und dem Beruf der Fürsorgerin hörte, war ihre Lebensentscheidung gefallen: Das war der Beruf für sie.

32 Jahre lang war sie dann Fürsorgerin am St.-Hedwig-Krankenhaus in Berlin. Vom Geiste Gottes geführt, so kann man rückschauend sagen, lernte sie Not und Leid, Schwäche und Stärke des Menschen in ungewöhnlichem

Ausmass kennen. Als die ersten ihres Freundeskreises in ausdrücklichen Konflikt mit dem Nationalsozialismus gerieten, als die beginnende Verfolgung der Kirche sich abzeichnete, war sie ganz wach. Sie informierte sich rechtlich, knüpfte an alte Beziehungen an und schaffte neue hilfreiche Verbindungen. Allzu Vertrauensselige klärte sie freundlich, aber eindeutig auf. Sie war nicht furchtsam vor den Grossen in Kirche und Welt, aber auch nicht zaghaft, wenn es galt, ihnen einen Ausweg aufzuzeigen. Man nannte sie einen Katalysator, der stets auch im anderen neue, lebendige Reaktionen auslöst.

Die grosse Zeit ihrer Bewährung kam während des Krieges. Ihr Arbeitsplatz wurde Anlaufstelle für Not aller Art; allen bekannt und sie selbst doch bis zuletzt unerkannt geblieben. Frauen und Verwandte der Männer des deutschen Widerstandes fanden Rat und Anregung zur Selbsthilfe. Der Kreis der Verdächtigen musste bewahrt werden vor Verhaftung. Stichworte mussten weitergegeben und Gefangene orientiert werden, was sie in Verhören sagen und was sie nicht sagen durften. Das hat manchem das Leben gerettet: »Licht über dem Abgrund«. Jüdinnen half sie unerkannt unterzutauchen oder in vorübergehender Arbeit Unterschlupf zu finden – ein ungemein gefährliches Unternehmen. Die letzte Prüfung des Dritten Reiches: Der Einmarsch der Russen in Berlin fand sie nicht müde. Es ging um das geliebte Hedwig-Krankenhaus. Dass sie in den Jahren zuvor furchtlos gut gewesen war zu den in der Infektion untergebracht gewesenen russischen Kriegsgefangenen, dankten diese mit der Aussage: »Hier sind gute Menschen.« Das Krankenhaus blieb von der Besetzung verschont.

Das Geheimnis ihres Wesens? Ihre Eltern schätzten sie als »Original« ein, das sorgfältiger Erziehung bedürfe. Ihr Sein und Tun waren von einer eigentümlichen Transparenz; zweifellos von Gott gesegnet, für sie eindeutig »der Vater, der mich liebhat«. Dennoch seufzte sie in den Wochen der schweren Krankheit immer wieder: »Mein Gott, warum hast du mich verlassen?« »Zur Sühne«, antwortete sie leise vor sich hin. Sie starb am 23. März 1973.

Dr. Marianne Pünder, Berlin

¹ Hrsg. Deutscher Caritasverband, Freiburg, S. 11, unter dem Titel: »Gerufen, Gott in den Menschen zu dienen«. Entnommen mit freundlicher Genehmigung der Verfasserin und der Redaktion.